

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 6

Artikel: Nicht bitte : eine Erzählung aus unserem literarischen Wettbewerb
Autor: Hörler, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nicht bitte

Von Rolf Hörler

Man hatte es von Anfang an auf ihn abgesehen. Warum, das wusste eigentlich keiner genau. Gewiss, es gab einiges, was an ihm auffiel, aber das ist noch lange kein Grund, um es auf einen abzusehen – ich meine: kein ausreichender, kein wirklicher Grund –, vor allem dann nicht, wenn diese auffallenden Dinge harmlos und keineswegs bössartiger Natur sind. Niemand wird behaupten können, er habe sich in der kurzen Zeit, die er bei uns war, etwas zuschulden kommen lassen oder sich unkameradschaftlich verhalten. Er war einfach anders als wir andern – das war seine Schuld. Und unsere Schuld war, dass wir ihn nicht in Schutz nahmen oder zumindest in Ruhe liessen. Es war unser Fehler, dass wir mitlachten, wenn einer glaubte, über ihn lachen zu müssen – statt uns damit abzufinden, dass er anders war als wir andern. Wie gesagt, stichhaltige Gründe, ihn als unser schwarzes Schaf zu behandeln, gab es nicht. Er war der Schwächste von uns allen, und gerade darum stürzte man sich auf ihn. Weil er wehrlos war, weil er sich nicht behaupten konnte – weil er es bis jetzt nicht gelernt hatte, sich im Leben durchzusetzen. Insgeheim warteten wir alle vielleicht nur darauf, dass er uns eines Tages gegenüberreten und uns wenigstens einmal Widerstand leisten würde. Möglich, dass wir ihn dann anerkannt und als einen der unsern betrachtet hätten. Doch wir warteten umsonst. Er blieb abseits und fand keinen Zugang. Und wir waren grausam wie Kinder, die nicht ohne heimliches Vergnügen mitansehen, wie der Starke den Schwachen anfällt.

Vielleicht war er schon als Kind so verletzbar und hilflos gewesen. Vielleicht hatte man ihm auf dem Schulweg die Mütze vom Kopf gerissen und über einen Gartenzaun geworfen – und er hatte nicht mit den Fäusten geantwortet. Wahrscheinlich wusste er auch damals nicht, warum man gerade ihm die Mütze vom Kopf riss, ohne dass er den andern etwas zuleide getan hatte. Warum man ihm den Hund des Nachbarn nachhetzte, aus-

gerechnet ihm, der doch den Bless am meisten fürchtete. Er verstand auch nicht, warum man ihn auslachte. Konnte er denn etwas dafür, dass er während der drei Monate, die er in einem Kindersanatorium verbringen musste, einige Pfund zugenommen hatte? Er hatte sich doch immer voller Ungeduld auf die Waage gestellt, jeden Freitag nach dem Abendessen, und jeweils stolz nach Hause geschrieben, wieviel er wieder zugenommen

Eine Erzählung aus unserem Literarischen Wettbewerb

hatte. Er, der es so nötig hatte, mit seinem anfälligen Körper, seinem schwachen Herzen, seiner kurzatmigen Lunge. Als er aus dem Bündnerland zurückkam, fiel den andern auf, dass er anders geworden war. Man lachte ihn aus und rief ihm hässliche Übernamen nach. Er konnte es nicht glauben, dass er dick geworden war, wie die andern sagten. Es fiel ihm selber nicht auf, wenn er sich im Spiegel anschaute. Aber die andern sahen es, so wie sie es auch jetzt wieder sahen, gleich von Anfang an – dass er anders war und sich zu allem Unglück weder rechtfertigen noch verteidigen konnte.

Er war der einzige Welsche in unserer Kompanie, und es war nicht recht zu verstehen, warum er uns zugeteilt worden war. Vielleicht ein Irrtum, ein unglücklicher Zufall. Er sprach zwar ein gutes, fast zu gepflegtes Deutsch, und er besass auch einen deutschen Namen, den er aber französisch aussprach. Widmer hiess er, nicht plump und gewöhnlich, sondern sehr elegant und deutlich artikuliert, mit einem nachklingenden Accent grave auf der zweiten Silbe: Widmèr.

Was zuerst an ihm auffiel, war wohl, dass er sich absonderte, dass er keinen Anschluss finden konnte, vielleicht nicht wollte, dass er sich immer dort befand, wo sonst keiner war. Wohin er auch ging, gleichgültig in welche Richtung, er blieb allein. Und wandte er sich einmal einer Gruppe zu, in der schüchternen Absicht, sich ihr anzuschliessen, wollte es der Zufall bestimmt, dass sich diese Gruppe gerade aufzulösen begann, und dann stand er allein dort, wo vorher seine Kameraden gestanden hatten, die sich inzwischen woanders gruppierten. Und allein blieb er dann stehen, unfähig, seine Richtung nochmals zu ändern, seine Schritte zu korrigieren. Er wollte den andern nicht eingestehen, dass er ihretwegen den Standort gewechselt hatte, wollte ihnen nicht nachlaufen, nicht von ihnen abhängig sein. Er hatte ihnen auch nichts zu bieten, wusste nichts zu erzählen, hatte sämtliche Witze, die er je gehört hatte, vergessen. Er schwieg zu fast allem, konnte an keinem Gespräch teilnehmen. Er schien sich zu wundern, worüber man und wie leichtthin man und wie unerschöpflich man reden konnte, wie erzählbar und wie leicht überschaubar das Leben seiner Kameraden war.

An der äusseren Erscheinung des Telefon-Soldaten Widmer fielen dem Oberleutnant (man sprach uns, um uns nicht unnötig herauszufordern oder in unserer Ehre zu verletzen, nicht mit Hilfsdienst-Soldat an) schon beim ersten Hauptverlesen die unsoldatisch langen Haare auf. Sie waren nicht zu übersehen, derart ungebärdig wucherten sie unter seiner Soldatenmütze hervor. Übel sahen sie nicht aus, doch es war einfach zu viel, dass sie am Kragen aufstanden. Der Oberleutnant gab dem Welschen den Befehl, sich anderntags die Locken schneiden zu lassen, er verlangte keinen Drei-Millimeter-Schnitt, aber die Haare sollten doch zur Hauptsache unter der Mütze Platz finden, das gehöre einfach zur militärischen Zucht und Ordnung und sei im Befehl, feldmarschmässig ausgerüstet einzurück-

ken, eingeschlossen. Wie und wie lang wir die Haare in Zivil tragen, gehe ihm nichts an und sei ihm auch egal, doch so lange wir in Uniform steckten, hätte er etwas dazu zu sagen. Früher habe man in dieser Beziehung noch viel weniger Rücksicht genommen. Heute sei man grosszügiger. Der Oberleutnant bemühte sich, freundlich zu sein und tröstete Widmer mit der Phrase, die Haare wüchsen ja wieder nach.

Am folgenden Tag wurde Widmer zum Haarschneiden abkommandiert. Gelassen ging er zum Salon des Dorfcoiffeurs. Am Abend aber gab es die grosse Szene, als Telefonist Widmer beim Hauptverlesen aufgerufen wurde und sich mit Achtungsstellung beim Oberleutnant anzumelden hatte. Dieser fragte barsch: Habe ich Ihnen nicht befohlen, die Haare schneiden zu lassen?

Wir hörten, dass der Welsche etwas erwiderte, worauf der Oberleutnant zwei drei harte Schritte auf ihn zutrat, ihn wie einen unverfrorenen Lügner bei der Schulter packte und ihn mit einer heftigen Bewegung umdrehte, um seinen Kopf von hinten zu sehen: Sie behaupten, beim Coiffeur gewesen zu sein?

Einige von uns lachten. Widmer gab leise Antwort, und der Oberleutnant, der immer noch glaubte, zum Narren gehalten zu werden, bohrte seinen Blick nochmals in den Nacken des Welschen – und dieser Nacken war tatsächlich ausrasiert worden. Nach einer kurzen Pause bemerkte der Vorgesetzte zynisch: Am liebsten schickte ich Sie nochmals zum Coiffeur. Nächstesmal werde ich Ihnen jedenfalls ein Brieflein mitgeben, dass der Coiffeur weiss, was er zu tun hat. Doch vielleicht gehören Sie eher zum Psychiater mit Ihrem Samson-Komplex. Eintreten!

Über Widmers Samson-Komplex wurde noch lange gewitzelt. So abwegig schien die Sache gar nicht zu sein. Aber auch ungeschoren war Widmer noch verletzbar genug. Genau wusste allerdings niemand, wie es der Welsche aufnahm, ob ihm die Spötteleien

zusetzten oder nicht. Anzumerken war ihm kaum jemals etwas. In sein Gesicht kam nur zuweilen so etwas wie ein ratloses Staunen, eine milde, demütige Empörung. Manchmal wurde es auch uns zu viel, wie man dem Welschen zusetzte. Etwas in uns protestierte, doch wir waren zu feige, um es laut zu sagen. Aber wir wussten um das Unrecht, das man ihm antat.

Feldweibel Josua hatte uns an der schwarzen Tafel in der Übungsbaracke 2 den Aufbau eines Telefongesprächs erklärt. Wir wurden auf Sprechdisziplin geprüft und machten uns Notizen über Lokalverbindungen und mögliche Komplikationen, über Fernverbindungen, Konferenzgespräche und Telegramm-Übermittlung. Das bescheidene Übungsnetz wurde in Betrieb genommen. Man arbeitete in kleinen Gruppen. Einer sass an der Zentrale, zwei andere hockten gelangweilt an den Aussenstationen, riefen auf Kommando die Zentrale an und verlangten genau vorgeschriebene Nummern, die im Teilnehmerverzeichnis standen. An der Zentrale war dann Hochbetrieb. Mehrere Klappen fielen gleichzeitig oder unmittelbar hintereinander. Der Schnarrton des Kastens machte einen verrückt. Manchmal setzten sich die Instrukto-ren selber an die Aussenstationen und verlangten Verbindungen, um sich von den Fähigkeiten der Leute, die an der Zentrale sassen, ein Bild machen zu können. Im ausgeklügelten Übungsprogramm gab es eine Kombination, bei der zwei Teilnehmer einander gleichzeitig verlangten. Bei dieser Doppelverbindung musste man aufpassen, dass man keinem in die Ohren läutete – weil ja beide den Hörer abgenommen hatten und deshalb nicht aufgerufen werden mussten. Statt zu sagen: Sie werden verlangt, bitte sprechen!, passierte es einmal ausgerechnet Widmer, dass er Oberleutnant Bruhin in die Ohren läutete. Dieser erschien siedend vor Wut in der Zentrale, und der Welsche begriff gar nicht, was überhaupt los war und warum man über ihn herfiel. Der Oberleutnant schimpfte auf ihn ein, und

einige vorlaute Grünschnäbel mischten sich sofort ein, begannen zu sticheln und ihre spöttischen Bemerkungen zu machen. Widmer wäre ohne weiteres bereit gewesen, einen begangenen Fehler einzusehen und zuzugeben, wollte sich aber nicht von Grünschnäbeln belehren lassen, bevor er wusste, worum es ging. Er weigerte sich, liess so nicht mit sich reden, und man wandte sich kopfschüttelnd von ihm ab, als er seiner Empörung Luft machte. Nach diesem Zwischenfall erhielt der Welsche eine Charge. Er wurde an der Zentrale abgelöst und zum «Hirschen» abkommandiert, wo er den beiden Oberleutnants von nun an jeden Tag die Schuhe und Stiefel zu putzen hatte.

Gegen Ende der ersten Woche, die als Übungswoche gedacht war, bevor wir uns im Manövereinsatz zu bewähren hatten, wurden die Übungsbaracken an unseren Kommandanten, der zugleich Telefondirektor war, übergeben. Die Übergabe fand am Freitag, kurz nach dem Morgenessen, statt. Alles drängte sich auf den rohen Holzbänken in der mittleren der drei Baracken zusammen. Vorn bei der schwarzen Tafel fand der Aufmarsch der Goldbekränzten statt. Einigermassen beeindruckend war einzig der Auftritt des Chefs der Übermittlungstruppen, eines greisen Divisionärs, der mit energischen, ruckartigen Bewegungen des Kopfes und scharfen Blicken hinter einer randlosen Brille hervor in die Runde schaute, als gälte es, einen Attentäter aufzuspüren. Jeder von uns kroch unwillkürlich ein wenig mehr in sich zurück. Neben diesem Divisionär wirkte der Telefondirektor geradezu linkisch, verbogen vor lauter Unterwürfigkeit, wie in Zivil, obwohl auch er Uniform trug. An diesem offiziellen Übergabeakt orientierte man uns nach den unvermeidlichen Lobhudeleien, die allerdings recht schal und unglaublich klangen, über die bevorstehenden Aufgaben im Manövereinsatz – und wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der uns aus dem dumpfen, gelangweilten Dahindösen aufschreckte, rief der Telefondirektor, sich in

die Höhe reckend: Telefonist Widmer! Es war kaum zu fassen, dass da einer von uns mit Namen aufgerufen wurde. Wir hatten uns in unserer Anonymität so beruhigend sicher gefühlt, und nun waren wir alle plötzlich von unserem eigenen Namen bedroht. Da konnte einer Widmer oder Egli oder Landert rufen, ohne uns zu kennen. Er brauchte nur zu wissen, dass es einen Mann namens Widmer, Egli oder Landert in dieser Baracke gab. Wer weiss, was für ein Komplott da geschmiedet worden war! Und nun hatte ein Mann namens Widmer Antwort zu geben. Der Kommandant schien leicht verwirrt und blickte sich unsicher nach dem Oberleutnant um, der den Aufgerufenen gerade noch zur rechten Zeit ausfindig gemacht hatte. Der Welsche erhob sich zögernd.

Können Sie sich nicht melden? rief der Oberleutnant.

Haben Sie die Frage verstanden?

Und nun suchten wir uns alle zu erinnern, ob da überhaupt eine Frage gestellt und was denn gefragt worden war. Wir hatten keine Lust, uns wie im Examen abfragen zu lassen. Die Fragen waren so belanglos gewesen und wie nebenbei eingestreut worden, dass wir ihnen zuletzt keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt hatten. Ausserdem hatte der Kommandant alle Fragen, bis auf diese letzte, stets selber beantwortet. Die Unterbrechung des monotonen Monologes war aussergewöhnlich. Der Kommandant fixierte nun sein Opfer und wiederholte: Telefonist Widmer, wissen Sie Bescheid über den Aufbau eines Kollektivgesprächs? Nehmen wir an, Sie seien der Besteller an irgendeiner Aussenstation. Sie rufen also Ihre Zentrale an. Wie meldet sich der Zentralist? Was sagt er?

Verbindung bitte! gab Widmer, ohne sich besinnen zu müssen, zurück. Und was sagen Sie darauf? drang der Kommandant wie im Kreuzverhör auf Widmer ein.

Kollektivgespräch mit Teilnehmer X, Teilnehmer Y und Teilnehmer Z, bitte! Nicht «bitte»! rief der Kommandant schneidend, blickte sich boshaft trium-

phierend zu den Instruktoressen um, als wollte er sagen: Da haben wir's! und wiederholte, weil der Welsche offenbar nicht verstanden hatte: Nicht «bitte»! Man hat Sie doch auch in Sprechdisziplin unterrichtet. Der Zentralist meldet sich mit: Verbindung bitte! Und Sie haben zu antworten: Kollektivgespräch mit Teilnehmer X, Teilnehmer Y und Teilnehmer Z – fertig, nichts weiter, nicht «bitte»! Haben Sie begriffen?

Widmer machte eine hilflose Armbewegung und sagte dann, wie für sich, mit abwesender, tonloser Stimme: Ich bin eben ein höflicher Mensch.

Dem Kommandanten war nicht anzumerken, ob er diese Erwiderung, die man dem Welschen leicht als Frechheit hätte auslegen können, verstanden hatte oder nicht. Es schien, als hätte der Kommandant gar keine Antwort erwartet. Für ihn war die Sache erledigt. Widmer war überführt, dass er die Sprechdisziplin nicht beherrschte. Wir auf den groben Holzbänken schwankten zwischen Belustigung und Empörung. Wenn man sich's recht überlegte, war es beschämend, wie dem Welschen, diesem hochanständigen und intelligenten Menschen, von maskierten Feiglingen zugesetzt wurde.

Im übrigen schmeichelten uns die Chefs, machten ihre schönen Sprüche, wir hätten uns mustergültig eingesetzt und ausgezeichnet gearbeitet – dabei hatten uns die Instruktoressen bei jeder Gelegenheit vor Augen gehalten, wie miserabel unser Einsatz und unsere Arbeit seien. So war es auch gewesen. Denn als die Arbeit sinnlos geworden war, dieses Kindergartenpensum für Erwachsene, hatte die Konzentration nachgelassen. Man wartete. Das war das einzig Sinnvolle. Man wartete, bis alles vorüber war, auch an diesem Freitag, wartete darauf, sich anderntags nach der letzten Achtungsstellung auf den Weg zum Bahnhof und nach Hause machen zu können.

Am Samstagvormittag, bevor wir in den Urlaub entlassen wurden, begannen sich die Ereignisse zu überstürzen. Man wusste zuletzt nicht mehr, womit

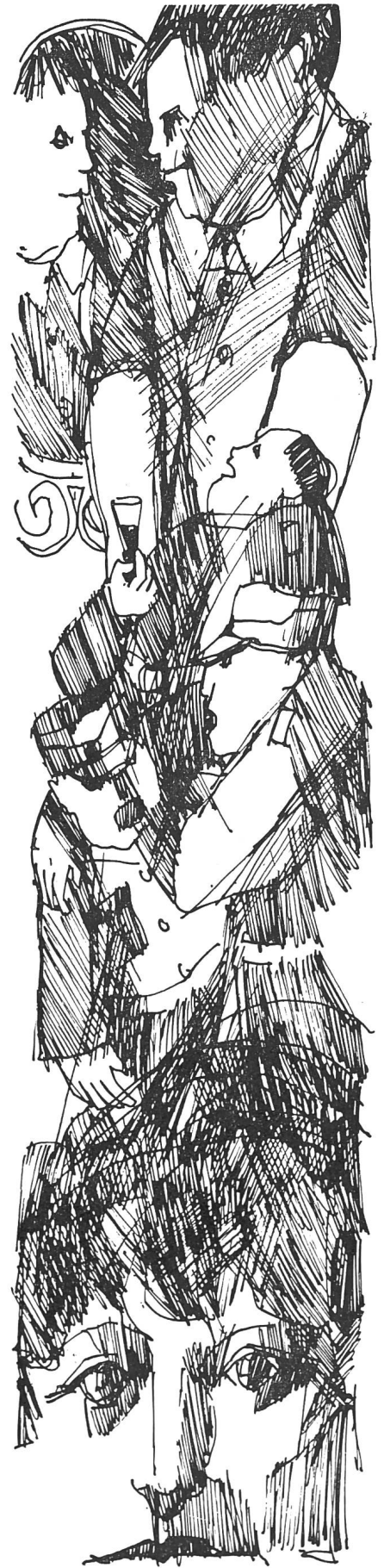


Illustration Toni Businger

man uns beschäftigen sollte, und es hiess, wir könnten bis zum Abtreten in einer Beiz verschwinden. So unauffällig wie möglich verteilten wir uns auf die Restaurants und Cafés des Dorfes. Auch im «Hirschen» hatte sich ein Haufen Soldaten eingefunden. An einem der Tische wurde von Knobel mit dem künstlichen Ohr gesprochen. Einer wusste zu berichten, Knobel sei vor Jahren zu einer Entwöhnungskur in eine Trinkerheilanstalt eingeliefert worden. Er habe zur Zeit auch so

an jenem Vormittag bei Widmer in der Ecke gesessen hatte, gab später zu Protokoll, der Welsche habe unmittelbar vor seinem dämonischen Ausbruch vier Gläser Whisky hinuntergestürzt, das könne er bezeugen. Widmer war überhaupt kaum mehr zu erkennen, wie auf den Kopf gestellt in seinem ganzen Verhalten. Er begann mit Geldscheinen um sich zu werfen, bestellte Bier und Whisky und lud alle zum Mittrinken ein. Auch der Schwätzer von der Vormundschaftsbehörde

Plötzlich sprang der Welsche ein zweites Mal auf und rief, er habe vergessen, den beiden Oberleutnants die Schuhe zu putzen. Er stiess hart gegen eine Tischkante und steuerte leicht schwankend auf die Tür der Gaststube zu. Alle hielten dies für einen Scherz, und einige fanden, heute habe Widmer bewiesen, dass er doch ein ganzer Kerl sei. Etwa zehn Minuten nachdem sich Widmer zum zweiten Mal vom Stuhl erhoben hatte, vernahm man, wie es schien von draussen, einen gelenden Schrei. Das deutsche Zimmermädchen, das ihn ausgestossen hatte, berichtete später, sie habe wie üblich die Zimmer der Offiziere besorgt, als Widmer, offensichtlich betrunken, die Treppe hochgestiegen sei. Er sei wie blind auf sie zugelaufen, sie sei ihm erschrocken ausgewichen, und er habe nach dem Kessel Wasser verlangt, den er jeweils zum Reinigen der Stiefel und Schuhe brauchte. Den Ausdruck in seinem Gesicht werde sie nie vergessen. Widmer habe die Terrasse betreten, und sie sei in den Gang hinaus gegangen, um den Kessel Wasser zu holen. Als sie zurückkam, war der Soldat verschwunden. Sie fand ihn weder im Zimmer, noch auf der Terrasse. Als sie sich über das Geländer beugte, stiess sie den Schrei aus, auf den hin sogleich eine Menge Leute im Freien zusammenlief, vor allem Soldaten, die in der Gaststube gesessen hatten. Sie sahen ihn sofort. Widmer lag, mit dem Gesicht nach unten, in einer Rabatte unterhalb der Terrasse und bewegte sich nicht mehr. Als man ihn anfassen wollte, stöhnte er vor Schmerz auf und bat: Nicht, bitte! Bitte nicht!

Unter der Überschrift «Unfälle im Militärdienst» war in der Montagszeitung unter anderem zu lesen:

Ein bedauerlicher Unfall ereignete sich im Ergänzungskurs der Grenz-Übermittlungskompanie 12 in Reutten. Aus noch nicht abgeklärten Gründen stürzte HD-Soldat Stefan Widmer, geboren 1943, wohnhaft gewesen in Les-trois-arbres, kurz vor der Entlassung in den Urlaub von einer Terrasse und fand dabei den Tod.

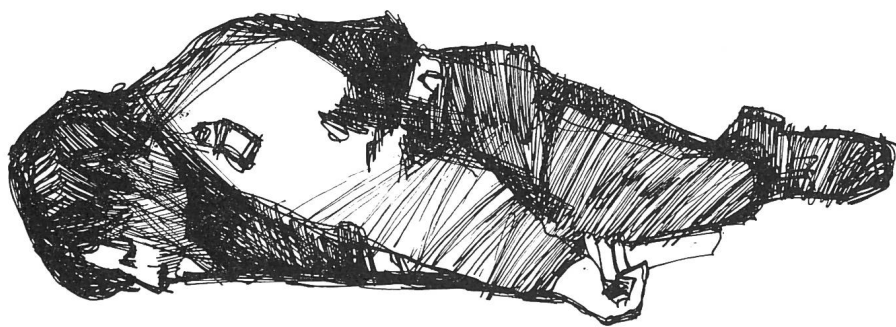


Illustration Toni Businger

einen Fall, sagte darauf ein anderer. Er sei in der Vormundschaftsbehörde und habe sich ständig mit solchen Dingen zu befassen. Wie er nun dabei war, diesen seinen letzten Fall darzulegen – die traurige Geschichte eines Psychopathen, der «saufe» wie ein Loch –, sprang an einem Nebentisch ganz unerwartet Telefonist Widmer auf, der offenbar zugehört hatte, den man aber während der ganzen Unterhaltung nicht angesprochen, ja kaum beachtet hatte, und rief: Ich bin auch so einer!

Der Welsche sah in diesem Augenblick furchterregend aus. Eine Weile war es völlig still in der Gaststube. Niemand verstand, was Widmer eigentlich sagen wollte. Der blasse Kunstmaler, der

und seine ganze Tischrunde machten mit, als sie es wieder wagen durften, zu lachen. Alle fanden es erheiternd, den Welschen einmal von einer ganz andern Seite kennenzulernen. Wieviel er an diesem Vormittag getrunken hatte, wurde nachträglich genau ausgerechnet.

Nach übereinstimmenden Aussagen waren es insgesamt sieben Gläser Whisky und zwei Flaschen Bier gewesen. Der Kunstmaler sagte mir später, erst habe er sich gewundert, dann sei es ihm unheimlich geworden, als Widmer nicht zu trinken aufhörte. Er habe ihn angestossen und gefragt, ob er Probleme habe. Kurz angebunden habe Widmer geantwortet: Die üblichen!